

HEYNE <

ZUM BUCH

Es ist Sommer, eine Hitzewelle lähmt die Stadt, als Niels Bentzon spätabends ein Anruf der Einsatzleitung erreicht. Selbstmordversuch. Eine junge Frau steht auf der Brücke über dem Bahnhof Dybbøl und droht herunterzustürzen. Sie ist splitternackt und steht unter Drogeneinfluss. Bentzon, der für solche Krisensituationen geschult ist, eilt zum Einsatzort, aber ist zum ersten Mal in seiner Karriere machtlos. Die junge Frau springt in die Tiefe und ist sofort tot. Bentzon glaubt nicht an Selbstmord und nimmt die Ermittlungen auf. Bei der Toten handelt es sich um Dikte van Hauen, Primaballerina des Königlichen Balletts Kopenhagen. Sie stammt aus einer wohlhabenden Familie und war ein Weltstar – warum sollte sie sich umbringen? Tatsächlich ergibt die Obduktion, dass jemand versucht hat, sie zu ertränken. Zudem finden sich Spuren von Ketamin, Amphetamin, Kokain und Ritalin in ihrem Blut. Doch damit nicht genug, auf ihrem Brustkorb finden sich die Abdrücke eines Defibrillators. Die junge Frau wurde kurz vor ihrem Tod wiederbelebt. Die Tat eines Wahnsinnigen?

ZU DEN AUTOREN

A. J. Kazinski ist das Pseudonym für das dänische Autorenduo Anders Rønnow Klarlund und Jacob Weinreich. Anders Rønnow Klarlund, Jahrgang 1971, arbeitet als Autor und Regisseur. Für seine Filme ist er bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Jacob Weinreich, 1972 in Århus geboren, ist Drehbuch- und Romanautor. Beide Autoren leben mit ihren Familien in Kopenhagen.

A.J. KAZINSKI

**DER SCHLAF
UND DER TOD**

THRILLER

Aus dem Dänischen
von Günther Frauenlob

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SØVNEN OG DØDEN erschien bei
Politikens Forlag, Kopenhagen



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2015

Copyright © 2012 by A.J. Kazinski
und JP/Politikens Forlagshaus A/S 2012

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2015

Redaktion: Nike Müller

Das Zitat auf Seite 96 stammt aus:

Albert Camus, *Der Fremde*, Rowohlt Verlag, Reinbek 2012

Relief Seite 606 : Bertel Thorvaldsen Dagen.

Aurora med lysets genius. 1815

Umschlaggestaltung und Motiv: © Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43796-8

www.heyne.de

TEIL I

Das Buch des Blutes

Du Menschenkind, willst du nicht strafen die mörderische Stadt und ihr anzeigen alle ihre Gräueltaten? Sprich: So spricht der Herr, Herr: O Stadt, die du der Deinen Blut vergießest, auf dass deine Zeit komme.

HESEKIEL KAPITEL 22, 2–3

1.

Tot. Sie war tot. Auf der anderen Seite des Lebens. Zurück wollte sie nicht. Nie wieder, es gab nichts und niemanden, zu dem sie sich zurücksehnte. Trotzdem würde er sie holen, bald, das wusste sie, und sie gegen ihren Willen durch Zeit und Raum zerren. Er würde ihr 2 000 Volt durch die Brust jagen, und dann würde sie auch wieder die Hölle spüren, zu der ihr Körper geworden war. Er würde alles tun, um sie wiederzubeleben. Sollte sie versuchen, Kontakt zu bekommen? Um Frieden zu finden. Und um ihm Frieden zu geben.

Sie hörte einen Schrei. War das hinter ihr? Oder war sie es, die schrie? Sie sah den silbernen Streifen, der sich unendlich verspielt vor ihren Augen abzeichnete, ihre Seele aber noch immer mit ihrer irdischen Hülle verband. Wie eine Nabelschnur, etwas, das durchtrennt werden musste. Sie musste kämpfen – so viel stand fest. Er durfte sie nicht wieder zu fassen bekommen, sie zurück ins Leben zerren, foltern und wieder und wieder umbringen. Sie wollte ins Licht. Sie wollte weg. Er zog jetzt an ihr, hatte die Wiederbelebung begonnen. Sie sah auf den silbernen Streifen, der sich wie ein Gummi spannte.

Lass mich rein. Ich flehe dich an.

Und in dem Moment, als sie die Wärme des Lichts spüren konnte, bekam sie eine Antwort.

Du bist es, die festhält, nicht wir.

Nein. Sie irrten sich. Wer auch immer sie waren. Sie war bereit, wollte weiter und nicht zurück in ihren gequälten Körper.

Das ist er. Nicht ich. Ihr müsst mir helfen.

Im gleichen Moment wurde sie zurückgezogen, wie ein Fisch, der am Haken durchs Wasser gekurbelt wurde. Die Welt entschwand ihr. Das wunderbare Netz, das die Erde umgab, war das Letzte, was sie sah, bevor alles dunkel wurde.

Dann kamen die Schmerzen. Unglaubliche Schmerzen.

»Kannst du mich hören?«

Sie erkannte die Stimme wieder. War das ihr Vater? Nein, er würde ihr so etwas nicht antun. Sie wachte auf.

»Kannst du mich hören?«

Seine Stimme war ruhig, angenehm, besorgt – eine Stimme, die nicht zu seinen Taten passte.

»Ich gebe dir jetzt einen Schluck Saft, versuch den Mund zu öffnen.«

Himbeersaft, der gleiche, den sie mal im Krankenhaus bekommen hatte, als sie mit einem gebrochenen Knöchel eingeliefert worden war und operiert werden sollte.

»Es tut so weh«, flüsterte sie.

»Wenn du trinkst?«

»Ja.«

»Deine Muskeln waren einem starken Schock ausgesetzt, als ich dich wiederbelebt habe. Das geht aber schnell vorbei. Ich habe dem Saft ein schmerzstillendes Mittel beigelegt. Versuch ein bisschen mehr zu trinken.«

Sie trank, die Flüssigkeit wirkte zäh, als sie sich an ihrem Kehlkopf vorbeikämpfte. Endlich konnte sie die Augen öffnen und erkannte ihre Wohnung. Das Bett, den Ventilator unter der Decke. Jetzt stand er still. Von hier unten, flach auf dem Boden liegend, hatte sie ihre Wohnung noch nie gesehen. Festgebunden.

Sie konnte weder Arme noch Beine bewegen. Ein Fisch, dachte sie und erinnerte sich an ein Spiel aus ihrer Kindheit. Vogel oder Fisch. Ein seltsamer Gedanke, gerade jetzt. Andererseits auch wieder nicht. Vogel oder Fisch? Ich bin irgendwo dazwischen, sagte sie zu sich selbst. Zwischen den Toten und den Lebenden, in dem Raum, den die Katholiken als Fegefeuer bezeichnen, der aber alles andere als übel und schlimm ist. Jetzt bin ich ein Fisch, dabei sollte ich ein Vogel sein.

Er stand auf. Legte ein Buch auf die Kommode und lief ungeduldig durch das Zimmer. Hatte er wirklich gelesen, während sie tot war? Und noch dazu in ihrem Buch, ihrer Bibel, mit dem simplen Titel *Phaidon*. Hätte sie dieses Buch nicht gelesen und hätten sie Sokrates' Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele nicht so fasziniert, würde sie jetzt nicht hier liegen. *Curiosity killed the cat*.

»Kannst du sprechen?«

»Ja.«

»Hast du Kontakt bekommen?«

Vielleicht sollte sie einfach irgendetwas erfinden. Was wollte er hören? Was würde ihn stoppen, damit er ihr diese Spritze zum letzten Mal gab?

»Ja, ich hatte Kontakt. Aber nur ganz kurz«, flüsterte sie.

»Wirklich? Du darfst mich nicht anlügen.«

Tränen traten ihr in die Augen. »Nein, vielleicht, ich weiß es nicht.«

Sie wollte die Tränen wegwischen, aber ihre Hände waren noch immer auf dem Rücken gefesselt, weich, mit einem Seidentuch, damit es keine Spuren hinterließ. Dessen hatte er sich vorher versichert.

»Ich kann nichts sehen.«

Er wischte ihr das Wasser aus den Augen.

»Kannst du meinen Kopf losmachen, es tut so weh.«

»Nein, du musst wieder zurück. Wir machen weiter, bis es klappt. Verstehst du nicht, wie wichtig das hier ist?«

»Nein, das darfst du nicht«, sagte sie, aber die Tränen erstickten ihre Proteste.

»Es ist das letzte Mal, das verspreche ich.«

Sie roch den Zimt in seinem Atem. Zimt und Tee. Hatte er einen Tee getrunken und *Phaidon* gelesen, während sie tot war? Wie ein britischer General im Krieg: unbeeindruckt, kalt. Stoisch. War es für ihn in Ordnung, sie wieder und wieder umzubringen? Weil Sokrates persönlich bewiesen hatte, dass die Seele der Menschen unsterblich ist?

Sie räusperte sich: »Es ist nicht so, wie du glaubst.«

»Doch. Es muss möglich sein. Außerdem war das deine eigene Idee.«

Klingelte es an der Tür? Sie schaute ihn an. Und sah die Angst, den flackernden Blick. Es klingelte wieder. Dieses Mal hörte sie es mit Sicherheit. Sie wollte schreien, konnte aber nicht, weil er ihr die Hand auf den Mund presste. Sekunden vergingen. Dann Stille.

»Sicher jemand von der Arbeit«, flüsterte sie, als er seine Hand wegnahm. »Die wundern sich, dass ich ...«

Schmerzen auf Höhe des Kehlkopfs. Die Worte nahmen in ihrem Hals viel zu viel Platz ein. Dann sah sie ihn an und erkannte, welche Gedanken durch seinen Kopf spukten: Wann schlagen sie die Tür ein?

Es mussten ein oder zwei Tage vergangen sein, seit er gekommen war, dachte sie. Anderthalb vielleicht. Anderthalb Tage, in denen sie in ihrer eigenen Wohnung gefangen gehalten wurde. Er hatte es eilig. Das sah sie ihm an, als er aufstand, ein paar mal im Kreis lief und auf die Uhr sah. Dann schaltete er sein

Handy ein. Zwei Nachrichten waren eingegangen. »Ich habe keine Zeit«, flüsterte er vor sich hin und ging mit dem Telefon in die Küche.

In diesem Moment spürte sie, dass sich die Fesseln an ihren Handgelenken so weit gelöst hatten, dass sie die linke Hand befreien und schließlich ihr schmales Handgelenk aus der seidenen Fessel ziehen konnte. Sie hörte ihn in der Küche sprechen:

»Nein, es ist gut, dass du angerufen hast. Aber kann ich dich zurückrufen, wenn ich wieder zu Hause bin?«

Zu Hause, dachte sie. Hat der Teufel ein Zuhause? Sie versuchte, sich zu konzentrieren, aber die Medikamente in ihrem Hirn kämpften dagegen an. All das Zeug, was er im Laufe der letzten Stunden in sie gepumpt hatte. Mit der freien linken Hand löste sie auch ihre andere Hand aus der Fessel. Und mit den beiden freien Händen fand sie schließlich die Schrauben des Apparates, der ihren Kopf am Boden fixierte. Währenddessen hörte sie ihn noch immer aus der Küche:

»Das macht nichts. Wirklich, ich meine das so, wie ich es sage.«

Seine Stimme klang viel zu freundlich. Gott hätte die Stimme als ein Maß für die Bosheit konzipieren sollen, die in der Seele eines Menschen steckt. Dann wäre sie jetzt nicht hier. Dann hätte sie schon bei ihrer ersten Begegnung einen Teufel fauchen hören. Denn sie kannte ihn. Eigentlich kannte sie ihn gut. Möglicherweise gab es keinen Menschen, dem sie sich mehr anvertraut hatte. Ihre tiefsten Geheimnisse. Sie hatte ihm vertraut. Und trotzdem tat er ihr das an.

»Ich kann morgen früh kommen«, sagte er aus der Küche.

Sie hatte die erste Schraube gelöst, und der dicke Stoff zwischen dem Bügel und ihrem Kopf fiel zu Boden. Schraube Nummer zwei ging einfacher.

»Glaubst du wirklich, dass das hilft?«

Sie konnte es nicht schaffen. Tränen pressten sich in ihre Augen. Nützte es etwas, um Hilfe zu rufen? Wohl kaum. Außerdem fürchtete sie, gar nicht mehr schreien zu können, überdies wäre er dann gleich bei ihr gewesen.

»Kannst du einen Moment warten?«, fragte er ins Telefon.

Sie hörte seine Schritte. Sie versteckte ihre Hände wieder auf dem Rücken und sah starr nach oben. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass er seinen Kopf durch die Küchentür steckte, um nach ihr zu sehen. Dann schloss er die Tür hinter sich.

Jetzt. Mit beiden Händen löste sie gleichzeitig die Schrauben an ihren Schläfen, die anderen spielten keine Rolle.

»Ihr wollt, dass ich jetzt komme?«

Er hatte nicht vor, sie am Leben zu lassen, das wusste sie. Sie hatte keine Angst vor dem Tod – wollte aber trotzdem kämpfen. Ihr Körper wollte kämpfen.

»Kann ich dich gleich zurückrufen?«

Ihr Kopf war frei, jetzt fehlten nur noch die Knöchel. Er hatte das Gespräch beendet. Sie würde es nicht schaffen, aber sie wollte kämpfen, schreien und schlagen. Die Knöchelfessel war ein einfacher Klettverschluss, wie man sie auch in der Irrenanstalt benutzte oder an Kinderschuhen. Aber wenn man die beiden Stoffe zum Öffnen auseinanderriss, entstand ein durchdringender, charakteristischer Laut.

Als sie ihn in der Küche hörte, riss sie die letzte Fessel auf und stand auf. Sie stieß mit dem Fuß gegen etwas, als sie zur Tür taumelte. Ein Buch? Es rutschte bis ins Schlafzimmer. Die Tür ging auf, und er stand direkt vor ihr. Perplex.

»Aber das hier muss doch gar nicht übel enden«, sagte er, wobei sie deutlich die Nervosität in seiner Stimme hörte. Als er zu seiner schwarzen Tasche mit all den Spritzen und Betäubungs-

mitteln schaute, stürmte sie zur Wohnungstür. Er versuchte, sie zu packen, aber sie schlug wild um sich und traf ihn.

»Nein!«

Er fasste sich an den Kopf, hatte die andere Hand aber um ihr Handgelenk gelegt und sah zu seiner Tasche. Ja, ohne kommst du nicht zurecht, dachte sie. Und tatsächlich ließ er sie los. Sie stürzte zur Tür, um dann aber festzustellen, dass sie mit einem Zahlenschloss verriegelt war, das sie verzweifelt zu öffnen versuchte.

»Hilfe!«, schrie sie, aber ihre Stimme war geschwächt.

Er stand im Wohnzimmer, nur wenige Meter entfernt, und bereitete mit professioneller Geschwindigkeit eine Spritze vor. Er war im gleichen Moment fertig, als sie die Kette geöffnet und die Tür aufgerissen hatte. Doch er holte sie ein, bevor sie aus der Wohnung schlüpfen konnte, und packte ihren Nacken. Sie versuchte noch einmal, um Hilfe zu schreien, aber seine breite Hand hielt ihren Kiefer, während er ihr irgendwo zwischen Hals und Schulter das Betäubungsmittel spritzte. Es tat weh. Vielleicht fand ihr Körper deshalb die Kraft, sich zu einem letzten Protest aufzubäumen: Mit beiden Armen schlug sie nach hinten und traf irgendetwas. Vielleicht war das sein Kopf, denn er ließ sie erneut los. Sie öffnete die Tür, taumelte die Treppe nach unten und klopfte an eine Tür.

»Helfen Sie mir!«

Sie hörte ihn hinter sich. Ohne sich umzublicken, lief sie die Treppe weiter nach unten. Sie war schneller als er, das wusste sie, andererseits spürte sie bereits das betäubende, halluzinogene Mittel, mit dem er ihren Körper verunreinigt hatte. Seine schweren Schritte, die sie hinter sich hörte, gaben ihr die Kraft, die Haustür aufzureißen und auf den Bürgersteig zu laufen. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie keine Kleider trug, nicht einmal

Unterwäsche. Die vergeudete Sekunde reichte ihm, um sie einzuholen. Dicht hinter sich hörte sie seine Stimme:

»Ich tu dir doch nichts«, sagte er. »Du kannst doch so nicht rausgehen.«

Sie rannte los, aber er hielt sie an den Haaren fest, sodass sie fiel. Sie schrie, trat nach ihm und hielt ihn etwas auf Abstand. Wo war er hin? Sie sah zu den geparkten Lastwagen hinüber. Irgendjemand rief etwas in einer fremden Sprache. Sie rappelte sich wieder auf und rannte weiter, spürte aber, wie schwer ihre Beine bereits geworden waren. Sie durfte nicht fallen, nicht nachgeben, das wäre fatal. Dann hätte er sie, würde sie zurück in die Wohnung tragen und den Leuten weismachen, dass alles in Ordnung war und er schon allein zurechtkam.

»Heh, Darling, hast du nicht was vergessen?«

Jemand lachte. Sie wusste, dass er irgendwo hinter ihr war und nur darauf wartete, dass die Betäubung wirkte. Die Menschen trauten ihm. Auch sie hatte ihm vertraut, ihn als »wirklich netten Menschen« eingestuft. Er hätte sie zu allem nur Erdenklichen überreden können.

»Pass auf, du geile Schlampe, und zieh dir was über!«

Sie musste langsamer laufen. Das rote Licht an der Kreuzung hob wie ein Flugzeug in Kastrup ab. Nein. Das war nicht wirklich so. Das wusste sie. Auch bei den letzten Malen hatte die Betäubung mit Halluzinationen begonnen, der Boden hatte zu schwimmen angefangen, und auch die Zimmerdecke hatte sich bewegt. Sie hatte ihn bitten müssen, den Ventilator auszuschalten.

»Du wirst noch überfahren. So lass mich dir doch helfen«, rief er.

Sie drehte sich um. Ein Echo aus weiter Ferne. Einige Autos hielten am Straßenrand an. Vielleicht wegen der Wärme, dachte sie. In dieser Hitze kann doch niemand fahren. Sie schlug nach

ihm und taumelte über die Straße. Sah einen Zug, der direkt durch sie hindurchfuhr. Nein, er war irgendwo unter der Brücke. Sie lachte über sich selbst, lange, und hielt sich mit zwei Fingern das linke Augenlid auf, während sie sich der Brücke näherte. Von hier aus konnte sie bis in die Ewigkeit blicken, bis nach Tåstrup und wieder zurück, sagte sie, oder vielleicht dachte sie das auch nur. In einem flüchtigen Augenblick erkannte sie, was mit ihr geschah. Sie hatte nicht mehr lang, dann würde sie das Bewusstsein verlieren. Alles, was sie erlebte, war wie in Nebel gehüllt, sie konnte ihren eigenen Sinnen nicht mehr trauen.

»Das Geländer«, flüsterte sie heiser und sackte auf die Knie. »Dybbøl«, las sie noch auf einem Schild, bevor ihre Finger das kalte Metall zu fassen bekamen. Sie blickte sich um. »Lasst mich in Ruhe.«

Menschen waren zusammengelaufen. Entweder waren das wirklich mehrere, oder er hatte sich aufgeteilt.

»Lasst mich in Ruhe!«, schrie sie.

Ein Zug fuhr unter ihr hindurch in den Bahnhof ein. Ja, dachte sie. Ich will auch weiter. Das Metall des Brückengeländers wirkte für ein paar Sekunden wie ein Gegengift auf die beklemmende Unwirklichkeit. Metall auf der Haut. Schwarz auf weiß.

»Rost«, sagte sie und kletterte wieder nach oben. Wann wohl ihr Zug kam? »Geht weg!«, schrie sie, als sich jemand näherte. War das der, vor dem sie geflohen war? Der Teufel. Egal. Gleich würde sie auf den Zug aufspringen. Den Zug in die Ewigkeit.

2.

Islands Brygge, 23.35 Uhr

Was ist Mord, und was wissen wir überhaupt über das Leben? Oder den Tod?, fragte Hannah Lund sich, als sie kurz vor Mitternacht draußen auf dem Balkon stand. Sie konnte nicht schlafen. Vorsichtig schloss sie die Balkontür. Sie wollte Niels nicht wecken. Obwohl er bestimmt längst wach war und sich denken konnte, was ihr fehlte. Niels bemerkte alles, all ihre kleinen Gemütsschwankungen, die winzigen Signale, die man in die Welt hinausandte, ohne dies überhaupt selbst zu merken. Deshalb war er bei der Polizei der Spezialist für die Verhandlungen bei Geiselnahmen. Einer der Besten, wenn es darum ging, verzweifelten Menschen fürchterliche Taten auszureden. Und genau deshalb war er auch für sie genau der Richtige, denn auch sie war ein verzweifelter Mensch.

Farbige Lampen, rot und grün, spiegelten sich auf dem schwarzen Wasser. Sie hingen drüben auf der anderen Seite des Hafens. Warum nur rote und grüne?, fragte Hannah sich und zündete sich eine weitere Zigarette an. Sie sollte sich in ihr Kajak setzen und durch die Nacht paddeln – hinüber auf die andere Seite. Mitfeiern.

Das wichtigste Mittel gegen Schlaflosigkeit und all die dummen unbeantworteten Fragen, die sich einem stellen, wenn der Körper sich zu schlafen weigerte, war das Durchbrechen der fest-

gefahrenen Muster. Es war wesentlich, die dunklen Stunden nicht als Gegner anzusehen, nicht der Feind des Schlafs zu werden. Man musste etwas Vernünftiges tun. Sie hatte gelesen, dass man seine Sorgen mental bearbeiten sollte. Okay. Meine Sorgen, dachte sie und hoffte darauf, sie an einer Hand abzählen zu können: Erstens, ich bin schwanger, habe meinem Mann davon aber nichts gesagt, weil ich abtreiben will. Den Fötus umbringen. Einen *Mord* begehen. Ich weiß nicht, ob ich in der Lage bin, ein normales Kind auf die Welt zu bringen. Das einzige, das ich jemals bekommen habe, war gestört, krank im Kopf, und hat schließlich Selbstmord begangen. Auf der einen Seite war dieses Kind gesegnet gewesen mit einer außergewöhnlichen Begabung, auf der anderen hatte diese außerordentliche Begabung aber auch wie ein Fluch auf ihm gelegen. Wie auf mir, dachte sie.

Hannahs Eltern hatten sich immer ihretwegen geschämt, als sie klein war, und versucht, aus ihr ein ganz normales Kind zu machen. »Jetzt tu doch nicht so klug«, hatte ihr Vater immer gesagt. Erst als sie als Jugendliche am Niels-Bohr-Institut angenommen worden war, hatte sie das Gefühl gehabt, ihren Platz in der Welt gefunden zu haben. Sie hatte sich zwischen all den anderen Verückten zu Hause gefühlt. Auch diesen Menschen entging manchmal, dass Essensreste an ihrem Mundwinkel klebten, sie das Hemd falsch zugeknöpft hatten oder sie zwei verschiedene Schuhe trugen. Andere Menschen konnten einfach nicht verstehen, wie die »normale« Welt so in den Hintergrund rücken konnte und einem nur noch Gleichungen, Lösungen und Zahlen durch den Kopf gingen, und das mit einer solchen Geschwindigkeit, dass man nicht merkte, dass man noch den Fahrradhelm trug, obwohl man schon drei Stunden im Institut war.

War das ein Problem, oder waren das mehrere?, fragte sie sich selbst, als sie ihr Spiegelbild im Fenster betrachtete. Du bist die

schönste Frau, die ich jemals gesehen habe, sagte Niels immer, wenn er auf ihr lag und ihr in die Augen blickte. Sie sah an sich nichts Schönes. Nur eine Frau Mitte vierzig mit halblangen, dunkelbraunen Haaren. Als kleines Kind hatte sie Sommersprossen gehabt, im ganzen Gesicht. Mittlerweile schienen sie weggewaschen zu sein, nur im Sommer waren sie noch ganz vage zu erahnen. Sie setzte ihre nächtliche Studie fort: Ihre Formen waren schön, und sie war groß, fast so groß wie Niels. Schlank, vielleicht eine Spur zu dünn. Sie hatte abgenommen, seit sie schwanger war. Das waren die Sorgen, dabei hätte sie doch eigentlich zunehmen sollen. Nur ihre Brüste waren größer geworden. Ein bisschen. Sie hielt die Kerze dichter vor das Fenster, damit sie ihre Augen sah. Angst. Ich habe eine Scheißangst, dachte sie. Und ich weiß nicht, ob ich ihn noch liebe. Niels. Ich weiß gar nicht, ob ich in der Lage bin zu lieben. Vielleicht ist diese Gabe ja nicht allen vergönnt?

Sie brauchte noch eine Gauloise und vielleicht einen Schnaps. Wollte ihre Sorgen noch einmal durchgehen, bevor sie wieder ins Bett ging.

3.

Islands Brygge, 23.37 Uhr

Das Telefon vibrierte auf dem Küchentisch. Niels Bentzon sah auf seine Uhr. Das konnte nur die Arbeit sein. Irgendeine arme Seele, die sich oder andere umbringen wollte und zur Vernunft gebracht werden musste. Aber nicht heute Nacht, dachte Niels. Er hatte frei, sollten sie doch den Nächsten auf der Liste anrufen.

Das Telefon brummte weiter.

Hannah war weniger als vier Meter von ihm entfernt, trotzdem schien ein ganzes Universum sie zu trennen. Er hatte sie beobachtet, als sie ihr eigenes Spiegelbild betrachtet hatte. Sie war unzufrieden, das sah er ihr an. Niels Bentzon gab vor zu schlafen, als sie ins Zimmer kam, um ihre Zigaretten und den Mückenspray zu holen. Sie gab sich Mühe, leise zu sein, aber trotzdem hatte er sie draußen auf dem Balkon mit sich selbst reden gehört. Wie auch gestern und viele andere Nächte davor. Und er wusste, dass es nur noch schlimmer werden würde, wenn sie wüsste, dass ihre Schlaflosigkeit auch ihn wach hielt. Aber so war es.

In der letzten Zeit hatte Hannah sich immer mehr in sich selbst zurückgezogen. Vielleicht hatten sie sich zuvor zu impulsiv ins Leben gestürzt und zu früh geheiratet. Niels dachte oft darüber nach. Hatten sie ihre jugendliche Verliebtheit mit richtiger Liebe verwechselt? War das der Grund?

Hannah schloss vorsichtig die Tür hinter sich und verschwand nach draußen auf den Balkon. Niels sah immer wieder die Glut der Zigarette aufglimmen. Wie ein Puls, der Puls der Nacht. Wüsste er es nicht besser, würde er annehmen, dass sie schwanger ist. Ihre Brüste waren in der letzten Zeit angeschwollen. Aufgefallen war ihm das eines Tages in der Küche, als er sie von hinten umarmt hatte. Sie hatte ihn abgewiesen, ihren Po nach hinten gedrückt und sich aus seiner Umarmung gewunden. Etwas von Kopfschmerzen gesagt. Wirklich, wüsste er nicht, dass sie keine Kinder bekommen konnte, wäre er sich beinahe sicher. Aber so war es.

Er sah sich in der Dreizimmerwohnung um. Versuchte noch immer, dieses verfluchte Telefon zu ignorieren. Warum hatten sie diese Wohnung gekauft? Er mochte sie eigentlich nicht, die Aussicht über den Kopenhagener Hafen war schön, durchaus, aber der beinahe klinische Stil dieses Neubaus störte ihn, all das kalte Weiß. Wie in einem Krankenhaus. Aber vielleicht war es ja so, dass alle Frischverliebten ihr gemeinsames Schicksal mit einem dummen Kauf besiegeln mussten. Einem viel zu alten Auto, einer etwas zu kleinen Wohnung, einem baufälligen Sommerhäuschen. Er dachte an Kathrine, seine Exfrau, während die Glut von Hannahs Zigarette draußen glimmte. Vermisste er sie, oder vermisste er das Gefühl der Nähe? Wirklich schwer zu sagen, schloss er. Nähe, Zweisamkeit. All das, was man mit seiner Frau haben sollte, was er mit Hannah aber nicht mehr hatte. Vielleicht hatten sie in einem Anfall von Wahnsinn geheiratet? Ja, verdammt. Aber ist die Verliebtheit nicht der letzte Ort, wo man sich kriminell verhalten durfte, ohne bestraft zu werden? Wo ein bisschen Wahnsinn durchaus angebracht war? Nein, Niels zog den Gedanken zurück und versuchte es erneut: Wir werden trotzdem bestraft, nur nicht vom Staat. Die Strafe bestand in Schlaflosigkeit, Herzschmerzen, wortlosen Abenden, einem nach

dem anderen ... ging das jetzt schon zwei Monate so? Er versuchte nachzurechnen. Wann war das geschehen? Vor anderthalb Monaten? Oder einem Monat? Anfühlen tat es sich wie ein Jahr. Er sollte ausziehen. Sich eine kleine Wohnung suchen. Niels überzeugte sich selbst davon, dass er das finanziell schaffen konnte. Außerdem herrschten überall Krisenzeiten. Denn wenn die Krise an dem kleinen Land zog und zerrte, bedeutete das Hochbetrieb für Niels und all die anderen Unterhändler der Polizei, die dazu ausgebildet worden waren, mit Bürgern zu sprechen, die sich oder andere oder die ganze Welt erschießen wollten. Ihre Zahl nahm gewaltig zu, wenn die Konjunktur auf Talfahrt war. Ja, er hatte genug zu tun, vorläufig würde ihn niemand vor die Tür setzen. Ergo konnte er auch ausziehen. Von vorne anfangen. Sich vielleicht eine neue Geliebte suchen? An seinem Aussehen war nichts auszusetzen, das wusste er. Er war größer als die meisten, mit einem etwas kantigen Körper, der zu seinem markanten Gesicht passte. Und auch wenn er nicht gerade in Topform war, hatte er physisch noch einiges zu bieten. Und er konnte mit den Menschen reden – auch mit den Frauen. Oder sollte er nach Kapstadt zu Kathrine fahren? Kapstadt war eine tolle Stadt. Vielleicht konnten sie es ja noch einmal probieren? Jedenfalls hatte sie ihn nie mit Schweigen und Verschlossenheit gestraft. Was würde sie sagen, wenn er morgen mit seinem Koffer in der Hand und einem Lächeln auf den Lippen in Kapstadt auf dem internationalen Flughafen stand? Aber wenn er neben ihr lag, würde er dann an Hannah denken? Und sie vermissen? Vielleicht hatte er eine Sünde gegen irgendeinen Gott begangen, so dass es seine Strafe war, immer die zu vermissen, mit der er nicht zusammen war.

Blödsinn.

Er richtete sich auf. Alles war gut gewesen, bis Hannah in sich selbst verschwunden war. Er musste seinen Koffer finden. In ein

Hotel einchecken. Sich auf den Weg machen. Und schlafen – überzogene Gefühle und sommerliche Hitze waren keine gute Kombination.

»Habe ich dich geweckt?«, fragte Hannah, als Niels auf den Balkon trat und eine Zigarette aus dem Päckchen auf dem Tisch nahm.

»Nein.«

»Sicher?«

Er klatschte eine Mücke, die sich auf seine Hand gesetzt hatte. Statt Hannah anzusehen, studierte er das Blut des Mückenstichs auf seinem Handgelenk. Es war genau an der Stelle, an der seine Adern sich zu einem Delta zu verzweigen schienen.

»Stimmt was nicht?«, fragte sie.

»Hannah«, sagte er einleitend, machte eine kurze Pause und horchte ein letztes Mal in sich hinein. Ja, er war bereit.

»Das klingt nicht gut«, sagte sie.

Das Telefon in der Küche klingelte noch immer. Niels drehte sich um. Sie nahm seine Hand und hielt ihn fest.

»Was wolltest du sagen?«

»Ich muss da rangehen. Das kann nur die Arbeit sein«, sagte Niels und zog seine Hand zu sich.

In der Küche lag das Telefon und strahlte ihm bläulich entgegen. Auf dem hellen Display zeichneten sich vier Buchstaben ab: Leon.

»Bentzon hier.«

»Bentzon, ich habe was für dich.« Leons Stimme hatte immer einen seltsam aggressiven, fast drohenden Unterton, an den Niels sich einfach nicht gewöhnen konnte. Aber so sprach er mit allen. Als Einsatzleiter der Polizei war er es gewohnt, seine Leute herumzukommandieren.

»Um was geht es, Leon?«

»Du musst in den Krieg, Bentzon. Die Schlacht bei Dybbøl.«
»Krieg?«

»Genau. Irgendeine nackte Drogenbraut steht draußen auf der Dybbølsbrücke und glaubt, fliegen zu können.«

Niels zögerte. Er sah zu Hannah, die seinen Blick erwiderte.

»Ist jemand draußen bei ihr?« Niels hörte seiner Stimme plötzlich an, dass er vor dem Schlafengehen einen Schnaps getrunken hatte.

»Du bist da, Bentzon, hoffentlich bald. Wenn sie springt, riskieren wir hässliche Beulen in den Zügen. Und das wollen wir doch nicht, die Bahn ist pleite, die können sich das im Moment gar nicht leisten.«

»Ich habe einen Gutenachtschnaps getrunken.«

Leon überhörte ihn. »Fahr mit Blaulicht. Wir sehen uns in drei Minuten. Bis dahin versuche ich, sie zu unterhalten.«

23.43 Uhr

Niels fuhr rückwärts auf die Straße und hatte wie bei ihrer ersten Begegnung das Gefühl, dass Hannah ihm nachblickte. Er spürte, dass in ihrem Kopf vieles war, was sie ihm noch nicht gesagt hatte. Aber das war klar. Sie war Astrophysikerin, und ihre Gedanken fuhren in einer ganz anderen Gangart – nein, falsches Bild: Während ihre Gedanken Ferrari fuhren, hockten Niels' Gedanken in einem Trabi. »Wie ist es eigentlich, mit einer Frau verheiratet zu sein, die klüger als man selbst ist?«, hatte ihn sein Kollege Damsbo neckend gefragt, als Niels der ganzen Abteilung von seiner heimlichen Hochzeit mit Hannah im Rathaus erzählt hatte. »Das ist toll«, hatte Niels geantwortet und dann hinzugefügt: »Intelligenz ist sexy, aber deine Frau scheint das ja anders zu sehen, Damsbo.«

Im Moment war es eher nicht so toll. Hannah war ein Rätsel, verpackt in einem Mysterium und verschlüsselt von einem Enigma. Wer hatte das gesagt? Churchill? Nein, jetzt hör auf, Niels, konzentrier dich auf deine Aufgabe. Dybbølsbrücke, eine Frau will springen. Er musste Leon erreichen, brauchte ein paar Hintergrundinformationen über sie, etwas, worüber er sich auf seinem Weg Gedanken machen konnte. Aber immer wieder sah er nur Hannah. Ihre physischen Veränderungen. Irgendetwas stimmte da nicht. Glückliche Erinnerungen trieben ihm Tränen in die Augen: das erste Mal, als sie ihm das Niels-Bohr-Institut gezeigt hatte. Da waren sie gerade erst zusammengekommen. Ein Wochenende im Bett, und danach, am Montag, hatten sie sich ihr jeweiliges Leben zeigen wollen. Sie hatte ihm von der dunklen Materie des Universums erzählt und ihm Niels Bohrs Pfeife gezeigt. Und sie hatte sich auf den Tisch des alten Meisters gesetzt, als Niels die Tür des Büros geschlossen hatte, und etwas von der Quantenmechanik gemurmelt, während Niels sie geküsst und seinen Körper an sie gedrückt hatte.

Ein Bus bremste plötzlich vor ihm, und nur um Haaresbreite konnte Niels noch ausweichen. Er rieb sich das Gesicht und versuchte noch einmal, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren: Dybbølsbrücke. Was hatte Leon gesagt: Eine Drogenabhängige? Nackt? Mehr wusste er nicht. Niels wunderte sich über ihre Wahl, während er am Tivoli abbog. Die Dybbølsbrücke war nicht sonderlich hoch, andererseits aber hoch genug, um für ein One-Way-Ticket in den Himmel oder die Hölle zu reichen. Warum waren es immer die technischen Details bei diesen Selbstmordversuchen, die Niels ins Grübeln brachten? Wie sie es machen wollten. Welchen Turm sie wählten oder welche Pillen sie schluckten. Benutzten sie ein Seil oder ein Kabel, wenn sie sich zu Hause in ihrem Esszimmer erhängten? Tranken sie Salpetersäure, oder

zogen sie ihr Brautkleid an, bevor sie sich die Pulsadern aufschnitten? Seine Gedanken kreisten nie – wie die der anderen Kollegen – um das Warum. Wieso jemand auf den Gedanken gekommen war, dass sein Leben nicht mehr lebenswert war. Vielleicht weil dieser Gedanke auch Niels schon einmal gestreift hatte?

Der Polizeifunk knackte. Es war Leon.

»Ja?«

»Wo bleibst du denn, Bentzon?«

»Zwei Minuten.«

»Zwei Minuten? Bis dahin ist sie gesprungen. Gib mir einen guten Rat.«

»Einen guten Rat?«

»Irgendetwas, das ich ihr sagen kann.«

Niels dachte nach. Was konnte Leon einem Menschen sagen, der sich aus dem Leben verabschieden wollte? Gute Reise? Es musste ja ehrlich sein. Das lernte man als Erstes bei diesen Gesprächskursen. Ehrlichkeit war die Regel Nummer eins.

»Denkst du nach, oder was?«, fragte Leon durch den Funk.

»Nur das sagen, was du wirklich meinst. Das ist das Alpha und Omega.«

»Etwas, das ich meine? Ich meine, dass sie sich etwas anziehen und sofort von diesem Turm kommen sollte. Und ich hätte auch nichts dagegen, wenn sie sich ein bisschen normaler verhalten würde.«

Leons Ungeduld war legendär. Vielleicht aufgrund seiner beinahe übernatürlichen Fähigkeiten auszurücken, wenn etwas geschah. Egal, was los war oder wo es geschah, man konnte immer damit rechnen, dass Leon als Erster da war. Mit entsicherter Pistole und der eingebauten Hoffnung, dass sich die Dinge ohne Machtanwendung nicht regeln ließen. Die jungen Beamten

machten darüber schon Witze. Niels hatte das mehrmals mitbekommen, natürlich immer hinter Leons Rücken. Mit einer Mischung aus Verachtung und Faszination – Angst und Respekt – bezeichneten sie Leon als eine Einmannarmee, mit der man immer rechnen konnte. Aber mögen tat ihn niemand. Das war schlichtweg unmöglich. Wobei Leon das egal war. Er wollte es so, alles andere würde ihn schwach machen. Im Übrigen hatte er allem Anschein nach eine hingebungsvolle Frau und ein paar süße Kinder – so gesehen war das Leben wirklich voller rätselhafter Widersprüche.

Niels fuhr bei Rot über die Kreuzung am Fischmarkt, überholte ein Taxi und raste in Richtung Hafen. Eine Minute noch, dann war er da. Die Dybbølsbrücke unweit des Fischmarkts, nicht gerade ein charmanter Rahmen, um mit alldem Schluss zu machen. Aber vielleicht machte man sich in einer solchen Situation darüber ja keine Gedanken und ließ Ästhetik und Schönheit außen vor. Dass man Brücken wählte, war hingegen ganz normal. Die Storebøelstbrücke, die Øresundbrücke oder die Brücke über den Vejlelfjord. Die Unterhändler und Psychologen der Polizei machten sich schon darüber lustig. Der Bau der nächsten großen Brücke solle eigentlich von den Vereinigten Dänischen Pfaffen subventioniert werden, wenn es denn eine solche Vereinigung gab. Die Unterhändler jubelten jedes Mal, wenn sich die Politiker für einen Tunnel und nicht für eine Brücke entschieden. Die Golden Gate war natürlich die absolute Königin. Der populärste Ort der Welt, um in den Tod zu springen. Etwa 25 Menschen beendeten jedes Jahr ihr Leben in der San Francisco Bay. War es das Wasser unter der Brücke, das sie so anzog? Stellte man sich vor, dass der Tod dann weicher war? Welch ein Irrglaube! Aus einer solchen Höhe entsprach die Härte einer Wasserfläche in etwa der einer Straße. Vielleicht lag es aber auch an der mystischen Kraft

des Wassers? Das Gefühl, in einem Meer der Emotionen zu landen und überzusetzen in das Reich des Todes?

Noch ein kleines Stückchen die Rampe hoch, und Niels bremste scharf und hielt an. Streifenwagen, Rettungswagen, Absperrband, Beamte, die Ruhe und Überblick auszustrahlen versuchten, und natürlich: die unvermeidbaren Schaulustigen, die immer dann zusammenliefen, wenn sich irgendwo eine Tragödie anbahnte. Auf sie konnte man zählen, immer, egal wo und zu welcher Tageszeit. Niels hatte immer wieder Lust, zu ihnen hinüberzubrüllen, dass sie verschwinden sollen, zurück nach Hause vor den Fernseher, zu Feierabendbier und Pflichtsex mit Mama. Das hier, das war keine Kinovorstellung, das war eine echte menschliche Tragödie. Aber was würde das nützen? Beim nächsten Mal würden sie doch wieder da stehen, einige sogar mit gezückten Kameras.

Bevor er ausstieg, warf er kurz einen Blick in den Rückspiegel. Man musste ordentlich aussehen, wenn man diesen verzweifelten Menschen gegenübertrat. Ein ernsthafter Blick begegnete ihm, grüne Augen und Sorgenfalten, die im letzten Jahr sicher noch nicht da gewesen waren.

Niels stieg aus und fand Leon. Die Wärme legte sich gleich wie eine klebrige Hülle um seinen Körper, Schweiß lief seinen Rücken hinab, als Leon rief:

»Ich habe den Schienenverkehr komplett gestoppt. Aber wir sind in Zeitnot.«

»Was wissen wir über sie?«, fragte Niels und reichte Leon die Autoschlüssel.

»Jemand hat beobachtet, wie sie die Skelbækgade hochgelaufen ist«, sagte er und wandte sich in Richtung Brücke. Erst konnte Niels nichts erkennen. Doch dann folgte er Leons ausgestrecktem Zeigefinger den Aufzugturm hinauf, der sich ein paar Meter über der Brücke erhob.

»Wie ist sie denn da hochgekommen?«

»Das fragst du sie am besten selbst.«

»Haben wir einen Namen?«

Leon schüttelte den Kopf: »Niels. Das ist keine große Sache. Geh zu ihr und bring das zu Ende, da steht auch eine Leiter für dich. Tu dein Bestes. Und sollte es schiefgehen, habe ich bereits Leute parat stehen. In sieben Stunden haben wir es mit ein paar Hunderttausend Kopenhagenern zu tun, die diese Schienen nutzen wollen.«

Niels nickte. Leute parat stehen. Was für ein neutraler, undramatischer Ausdruck für die Spezialisten der Tatortreinigung, die nach derartigen Unfällen immer ausrücken mussten, um die Leichenteile zu entfernen und Blut und Gehirnmasse wegzuwaschen. Leon hatte den Kopf gedreht und starrte Niels an.

»Hast du getrunken, Bentzon?«

Niels nickte. »Drei Schnäpse und ein Bier.«

»Du riechst wie eine Kneipe.«

»Das hatte ich dir aber gesagt.«

»Hast du das?«

»Wenn du lieber einen anderen anrufen willst, ich würde das verstehen.«

»Das dauert dann ja noch einmal eine halbe Stunde.«

»Du bist der Einsatzleiter. Es ist deine Entscheidung.«

»Sieh zu, dass du zu ihr kommst. Damit wir das hinter uns bringen und endlich wieder nach Hause können. Auf Eurosport läuft Boxen.«

Einer der Techniker reichte Niels einen schwarzen Plastikzylinder, kaum größer als eine Tablette. »Für Ihr Ohr. Dann können wir mit Ihnen reden«, sagte er.

»Um was zu sagen?«

Der Mann überhörte die Frage. Stattdessen befestigte er einen

ebenso winzigen Gegenstand an Niels' durchnässtem Hemdkragen. »Wir können auch Sie hören«, sagte der Techniker und verschwand.

Leon nickte Niels auffordernd zu. Er freute sich, Niels sah ihm das an. Das war echte, kindliche Freude.

»Diese Ausrüstung, ich fühle mich damit nicht so gut«, sagte Niels.

Leon zuckte mit den Schultern: »Die moderne Welt, gewöhn dich dran.«

Niels tauchte unter der Polizeiabspernung hindurch und lief auf die Brücke, er sah die nackte Frau, die oben auf dem Aufzugturm balancierte, jetzt besser. Wie eine Statue, dachte Niels. Dünn. Ein Mädchenkörper mit dem Gesicht einer Frau. Haut und Knochen. Dann legte sie sich hin.

»Bentzon?«

Er drehte sich zu Leon, der ganz dicht an ihn herantrat, damit keiner der anderen Beamten ihn hörte:

»Das wird schon gut gehen. Du hast doch nie wen verloren, und das wirst du auch heute Abend nicht«, flüsterte Leon und rundete seine Aussage mit einem seltenen, ehrlichen Lächeln ab, während er Niels' Arm leicht drückte. Vielleicht war er einfach nur froh darüber, nicht selbst dort hinaufzumüssen.

4.

Bahnhof Dybbølsbrücke, 23.51 Uhr

Nein, sie durfte jetzt nicht schlafen. Das Bild kehrte zurück: der Fisch am Haken. Wenn sie jetzt einschlief, würde er sie holen und wieder sein Spiel mit ihr treiben. Sie töten und zurückholen. Wieder und wieder. Eine ganze Ewigkeit lang.

Ewigkeit.

Das Wort weckte sie. Sie richtete sich auf, nicht ganz sicher, wo sie war. Oder warum sie hier war. Ein unfreiwilliges Lachen kam beim Anblick der Zuschauer über ihre Lippen. Einen Augenblick lang verwechselte sie das kalte Gitter des Fahrstuhldachs mit einer Bühne. Wirklich? Sie stand wieder auf. Die Leute riefen ihr etwas zu. Sie wusste, dass es der Stoff war, den er ihr injiziert hatte, der ihre Wahrnehmung und ihren Gehörsinn beeinträchtigte. Dann sah sie ihn. Er stand unten bei den anderen Zuschauern. Der Teufel. Winkte er ihr nicht sogar lächelnd zu? Sie wich instinktiv einen kleinen Schritt zurück.

»Ich komme jetzt zu Ihnen hoch«, sagte eine Stimme hinter ihr.

War er das? Oder war das ein anderer? Wie konnte er sowohl dort unten als auch hier sein? Aber die Antwort lag auf der Hand: Die Medikamente in ihrem Körper machten es ihr unmöglich, das zu unterscheiden. Du darfst deinen Augen nicht trauen, sagte sie zu sich selbst. Darfst nicht glauben, was du hörst. Nicht einschlafen. Um Gottes willen. Halt dich wach.

5.

Bahnhof Dybbølsbrücke, 23.53 Uhr

»Ich komme jetzt zu Ihnen hoch«, sagte Niels und wartete noch ein paar Sekunden. Er atmete tief durch und ließ den üblichen Gedanken kommen und gehen: Wieder mischte er sich jetzt in einen tiefen, persönlichen Beschluss ein, wozu er eigentlich kein Recht hatte. Die Situation an sich war im Grunde banal: Eine Frau hatte genug vom Leben und wollte nicht mehr. Das war ihr gutes Recht. Und sie war nicht die Erste, die zu einem solchen Entschluss gekommen war. Die Gesellschaft kann so etwas aber nicht akzeptieren. Es ist nicht richtig, seine Probleme auf diese Art zu lösen. Sich das Leben zu nehmen ist eine unzivilisierte Handlung. Wir haben dazu sogar die Rechtsprechung bemüht. Selbstmord ist verboten. So ist es. Man darf essen, trinken, lieben, hassen, schlagen, rauchen, vor die Hunde gehen, Erfolg haben, im Großen und Ganzen leben, wie man will. Man darf sogar aufhören, den zu lieben, mit dem man verheiratet ist, dachte Niels und spürte einen Stich in seiner Brust. Aber sterben, sterben durfte man nicht. Nicht durch die eigene Hand. Das war verboten. Und an dieser Stelle kam ich ins Bild. Die letzte Waffe der Zivilisation. Zu der man griff, wenn Psychologen, Psychiater, Arbeitsamt, Entwöhnungskliniken, Paartherapeuten und wer sich in unserer Gesellschaft sonst noch alles dafür einsetzte, dass Menschen nicht in einer warmen Sommernacht mitten auf der

Dybbølsbrücke standen, um in den Tod zu springen, versagt hatten. Ich wurde gerufen, wenn sich die Situation so zugespitzt hatte, dass die Entscheidung für Leben oder Tod im wahrsten Sinne des Wortes nur noch Zentimeter auseinanderlag.

Gut fünfzehn Jahre arbeitete Niels jetzt schon in der Mordkommission, zwei Drittel der Zeit davon als Unterhändler. Der Grund dafür war einfach, er verstand sich auf die Menschen. Er konnte zuhören, sich in seine Gegenüber hineindenken, sie ergründen. Auch wenn es sich um Extremsituationen handelte. Geiselnahmen, Selbstmörder, psychische Wracks.

»Beeilen Sie sich, sie springt«, rief ihm einer der Schaulustigen zu.

Niels schüttelte den Kopf. Es kam nicht darauf an, sich zu beeilen. Im Gegenteil. Man musste Zeit gewinnen. Signalisieren, dass die Zeit nicht knapp war. Man Ruhe und Muße hatte. War das hier erst einmal überstanden, versuchte Niels auszustrahlen, lag ein langes Leben vor dem Menschen, das darauf wartete, gelebt zu werden. Er hielt auf der Leiter inne, bevor er so hoch war, dass er sie sehen konnte.

»Ich heiße Niels«, rief er. »Ich bin Polizist. Ich bin unbewaffnet. Und ich will nur mit Ihnen reden, sonst nichts.«

Er lauschte. Hörte aber nur den Lärm der Straße, die Besoffenen und einen Junkie, der zu ihnen hinüberschrie: »Spring doch, du Nutte.«

Niels blickte sich auf der Leiter stehend um. Leons Stimme klang ihm im Ohr, ein atemloses Flüstern: »Denk nicht dran, Bentzon, geh weiter. Den bring ich zum Schweigen.«

Niels warf noch einmal einen Blick in die Menge und sah, wie Leon jemanden mit dem Knie auf den Boden drückte und in Handschellen legte. Denk dran: Nur die Wahrheit sagen.

»Hören Sie nicht auf diese Leute. Sie sind besoffen und dumm«,

sagte Niels und stieg vorsichtig einen weiteren Schritt nach oben. Jetzt sah er sie deutlich. Erster Eindruck: selbstsicher. Sie hatte Stil, und ihre Ausstrahlung wirkte schon fast arrogant. Sie hatte nicht viel Platz dort oben. Ein kleiner Schritt nach rechts oder links, und sie würde abstürzen. Trotzdem war ihr Rücken gerade. Der Körper ruhig. Diese Frau sollte Drogen nehmen? Sie war dünn. Ihre Haut wirkte fein, fast wie Seide. Gepflegt. Schön. Er war jetzt oben auf dem Turm. Vermied den Blickkontakt mit ihr. Es kam ihm vor, als stünden sie auf dem Sprungbrett in einem Schwimmbad.

»Ich heiße Niels. Ich bin direkt hinter Ihnen.«

Sie drehte sich um und starrte Niels an. Sie hatten Augenkontakt. Lang genug, damit sie sich nicht ignoriert fühlte. Sie kämpft gegen den Schlaf an, gegen das Betäubungsmittel in ihrem Blut. Heroin vielleicht, dachte Niels.

»Bleib dran, Bentzon, fünf Minuten«, krächzte Leons Stimme in Niels' linkem Ohr. Es war störend, und einen Augenblick lang erwog Niels, sich den kleinen Ohrhörer herauszunehmen, aber die Bewegung würde sie verunsichern. Sie musste wissen, dass es in seiner Welt jetzt nur sie gab. Niels spürte, wie sein Hemd sich an seinen Rücken klebte.

»Vier Minuten, dann sind meine Leute bereit, sie zu schnappen«, flüsterte Leon.

Dieser Knopf im Ohr – das ging nicht. In den vielen Jahren, die Niels bereits mit Geiselnehmern und Selbstmördern verhandelte, hatte er nie jemanden verloren. Er hatte keine Formel, aber er wusste, was ging und was nicht ging. Und Leons Stimme in seinem Ohr ging nicht.

Sie sah wieder nach unten auf die Schienen, dann in die Menge. Suchte sie jemanden?

»Verstehen Sie Dänisch?« Seine Frage überraschte ihn. Doch

trotz der ganz hellen Haut hatte sie etwas Fremdartiges. Fast Überirdisches.

»Ein guter Gedanke, Bentzon. Versuch es auf Englisch.«

Niels hätte Leon am liebsten zugeschrien, er solle die Klappe halten.

»English?«, fragte Niels. »Do you understand? Where are you from? Poland? Russia? Ukraine?«

Schüttelte sie den Kopf? Ganz leicht? Englisch schien auf jeden Fall richtig zu sein.

»Listen. Just tell me your name. Ihren Namen. Verstehen Sie Dänisch?«

»Versuch es mit Rumänien, Bentzon. Die Hauptstadt heißt Bukarest«, sagte Leon.

Niels schloss die Augen und versuchte, die Stimme in seinem Ohr zu ignorieren.

»Pack sie doch einfach«, rief einer der Schaulustigen.

Die Frau reagierte und sah sich um, als stünde sie unten auf der Straße und nicht oben auf dem Aufzugturm. Sie hat Angst einzuschlafen, dachte Niels. Angst, was jemand tun könnte, wenn die Medikamente oder Drogen ihr die Selbstkontrolle genommen hatten.

»Hören Sie nicht auf die«, sagte er. »Sehen Sie mich an. Ich will Ihnen nichts Böses. Ich bin Polizist. Ich möchte mit Ihnen reden. Sie beschützen. *Protect.*«

Leons Stimme in seinem Ohr, wie ein Windhauch in Orkanstärke: »Zwei Minuten, Bentzon.«

Niels trat einen Schritt vor. Sie hockte sich hin, versuchte mit aller Macht, die Augen offen zu halten. Die Frau stieß einen Schrei aus und sah Niels dabei direkt an. Sie hatte Angst vor ihm, hatte Angst vor dem Schlaf. Fürchtete sie ihn mehr als den Tod?, wunderte Niels sich.

»Ich bin Polizist. Sie sind jetzt sicher. Ich werde auf Sie aufpassen, wenn Sie schlafen«, sagte er.

Die Frau sah ihn an, ihre Augen sahen aber nicht Niels. Wen sahen sie? Einen Exmann? Einen Verfolger? Niels tippte auf Letzteres.

»Du!« Er hob seinen Blick, um Kontakt zu bekommen und die Schaulustigen zu übertönen. »Wie heißt du? Ich heiße Niels. Niels«, wiederholte er und schlug sich leicht auf die Brust. Wie Livingstone, der zum ersten Mal einem Eingeborenen begegnete.

Sie blinzelte, konnte ihre Lider nicht mehr offen halten. Sie trat einen Schritt nach hinten zur Kante, während sie unten zwischen den Leuten irgendjemanden zu finden versuchte. Einen Moment lang dachte Niels, dass es zu spät war, doch sie blieb ruhig vor der Kante des Aufzugturms stehen. Von hier aus ging es zehn, zwölf Meter senkrecht nach unten. Er musterte ihr Gesicht. Das war nicht das Gesicht einer Drogenabhängigen.

»Please. Let me protect you. Hold you ...«

Sie war vielleicht Ende zwanzig, sah aber etwas älter aus. Ein schmales Gesicht. Dunkle Augen. Ein ernsthafter, intelligenter Blick. Feine Züge, hohe Wangenknochen, Augenbrauen, die einen perfekten Bogen beschrieben. Sie passte in keines der Bilder, die er in seiner Erinnerung hatte. Dabei hatte Niels schon so viel gesehen. Nach Hause zurückgekehrte Soldaten, die Amok liefen und ihre Familie erschossen. Psychisch Kranke, die die falschen Medikamente bekamen und gewöhnliche Supermarktkunden für die Dämonen aus ihren Albträumen hielten. Soziale Verlierer, die ihren Frust an ihren Sachbearbeitern ausließen. Drogenabhängige, die zu viel von irgendeinem Scheiß genommen hatten. Aber das alles passte hier nicht – niemand, mit dem er je verhandelt hatte, hatte ausgesehen wie sie.

»Verdammt, Bentzon, red mit dem Mädchen«, sagte Leon.
»Halt sie noch eine Minute hin.«

»Du bist müde, das sehe ich dir an. Du möchtest schlafen. Aber du hast Angst vor dem, was passiert, wenn du schläfst, nicht wahr? Stimmt das? Aber es wird dir nichts passieren, ich werde bei dir sein«, sagte Niels. »Ich will dir helfen.«

Die Frau sagte nichts. Niels wiederholte seine Worte auf Englisch, während ihre Augenlider gegen das Unausweichliche ankämpften: *den Schlaf*.

»Hast du Angst? Sag mir, vor was? Somebody following you?«

Er blickte auf ihre linke Hand. Ein Tattoo. Vom Unterarm bis auf den Handrücken. War das ein Herz? Oder ein Name?

»Darf ich näher kommen? Closer?«

Keine Antwort. Er sah auf ihre nackten Füße. Ihre Ferse ragte über den Rand, wie bei einem Turmspringer, der sich auf die Olympiade vorbereitete.

»Willst du etwas über mich wissen?«

Er rückte beim Sprechen kaum merkbar einen kleinen Schritt näher.

»Es gibt immer etwas, wofür es sich zu leben lohnt.«

Warum sagte er das? Man durfte nicht lügen. Man musste immer die Wahrheit sagen. Er richtete seinen Blick nach innen. Meinte er das wirklich so? Hatte er nicht selbst manchmal das Gefühl, dass man all die Gründe, hier zu sein, aufgebraucht haben konnte? Doch, dieses Gefühl kannte er nur zu gut. Aber so etwas konnte er ihr jetzt ja nicht sagen. Die Ehrlichkeit hatte ihre Grenzen. Als er wieder aufblickte, musterte sie ihn.

»Rede mit mir. Wie heißt du? Just tell me your name. That's all. Name? Nome?«

Niels trat an den Rand, weit genug von ihr entfernt. Die Feuerwehr machte unter ihnen alles bereit. Er musste ihre Aufmerk-

samkeit nur noch ein paar Sekunden in Beschlag nehmen. Sein Knie bewegte sich, unsicher, als fürchtete es sich, unter seinem Gewicht nachgeben zu können. Er lauschte auf ihren Atem: hektisch, stoßweise.

»Denk dran: Wenn du springst, bin ich der Letzte, der dich lebend gesehen hat. Ich bin dein Abschiedsbrief. Gibt es jemanden, dem du noch eine letzte Nachricht zukommen lassen willst?« Er streckte seine Hand in ihre Richtung aus, und sie schlug nach ihm. Vage, aber trotzdem traf sie ihn mit ihren gepflegten Nägeln. Niels spürte, wie die Haut auf seinem Arm sich öffnete, ohne dass es wehtat. Blut sickerte heraus, rann unter seine Armbanduhr und tropfte von da auf die Brücke. Dann wurde die Luft von dem Schrei der nackten Frau zerrissen.

»Bentzon!«, rief Leon. »Soll ich hochkommen?«

Sie sah zu den Schaulustigen unten auf den Bahnsteigen und hatte jemanden erkannt. Jemanden, vor dem sie Angst hatte.

»Sieh mich an! Sieh nicht nach da unten. Bei mir kann dir nichts passieren. Ich will dir helfen.«

Sie bewegte sich von Niels weg, kleine Schritte entlang der Kante. Ihre Bewegungen wirkten elegant. Schritt für Schritt. Zentimeter für Zentimeter. Dann blieb sie stehen. Sah Niels in die Augen. Plötzlich hatte sie die Kraft, sie weit zu öffnen. Eine Supernova, die vor dem Unausweichlichen aufleuchtet.

»Nein«, sagte Niels. »Tu das nicht.«

»Zwanzig Sekunden, Bentzon«, sagte Leon.

Sie hob das eine Bein ganz leicht und balancierte nur auf den Zehenspitzen des rechten Fußes.

»Wenn du springst, springe ich auch.«

Dann sagte sie etwas, ein einzelnes Wort, das in den Schreien unten vom Bahnsteig unterging. Aber das Wort schien ihr Frieden zu geben, und Hoffnung. Als glaubte sie für einen Moment

wieder an das Leben. Dann ließ sie sich nach hinten über die Kante kippen. Niels stürzte vor. Einen Augenblick lang war er drauf und dran, sein Versprechen zu halten und ihr hinterherzuspringen und mit ihr durch die Luft zu schweben, doch stattdessen versuchte seine Hand, sie festzuhalten. Seine Fingerspitzen glitten aber nur noch über die feine Haut ihres Rückens. *Wenn du springst, springe ich auch.* Er sah nach unten. Registrierte mechanisch das unnatürliche Zucken ihres Körpers, als Rücken und Nacken auf den rostbraunen Schienen aufschlugen. Mehr sah er nicht, denn er lag jetzt am Rand des Turms, und sein Bein rutschte über den Rand. Als er wieder nach unten sah, breitete sich unter ihrem zerschmetterten Hinterkopf das Blut aus. Ihre Beine waren gespreizt, ein Arm lag über ihrem Kopf, der andere seitlich am Körper. Dann hörte er die Schreie, sie kamen vom Bahnsteig und oben von der Brücke. Er hing mit beiden Händen am Rand des Turms. Er sollte loslassen, ihr hinterherspringen. Das hatte er versprochen. »Du musst einfach nur loslassen, Niels«, flüsterte er. Die Bewegung der Bewegungen: Loslassen. Tu es endlich, dachte er, als sich eine kräftige Hand um sein Handgelenk legte.

6.

Bahnhof Dybbølsbrücke, 23.57 Uhr

Für einen Augenblick hatte er alle Hoffnung aufgegeben, als der Polizist oben bei ihr stand. Und dann geschah das Wunder: Sie sprang. Er sah sie. Sah sie fallen. Die alte Frau, die neben ihm auf dem Bahnsteig stand, nahm vor Entsetzen seine Hand. Als fiele sie selbst. In der anderen hielt sie ihre schwarze Tasche. Während die Menschen schrien, kam ihm seine Ausrüstung in den Sinn. Seine Sachen in ihrer Wohnung. Aber erst wollte er sie sehen und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Viele weinten, und er versuchte, wie sie auszusehen. Aufgewühlt, schockiert, bestürzt. Sein Körper aber zitterte vor Erleichterung.

Jetzt war er so dicht bei ihr wie nur eben möglich. Ihre Augen waren offen, sie sahen ihn direkt an, bis ein Arzt vor sie trat. Alle schienen mit einem Mal Zeit zu haben, sogar die Ärzte und Sanitäter. Sie war tot. Ihr Genick war gebrochen, und das Blut versickerte im Schotter unter ihrem Kopf. Trotzdem ging er noch einen Schritt näher, als sich die Gelegenheit bot. Sollte er ein schlechtes Gewissen haben? Er untersuchte seine Gefühle. Schließlich war sie jetzt an einem besseren Ort, dachte er. Das hatte sie ihm selbst erzählt.

»Achtung bitte!«

Polizeibeamte schoben die Schaulustigen zurück. Der Mann, der oben auf dem Turm gewesen war und versucht hatte, sie



A. J. Kazinski

Der Schlaf und der Tod

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43796-8

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2015

Der zweite Fall für Kommissar Niels Bentzon und Physikerin Hannah Lund

Kommissar Niels Bentzon wird mitten in der Nacht zu einem dringenden Einsatz gerufen: Eine junge Frau will sich in der Kopenhagener Innenstadt von einer Brücke stürzen. Sie ist unbedeutend und steht eindeutig unter Drogen. Bentzon, der auf solche Fälle spezialisiert ist, klettert die Brücke hinauf, kann aber keinen Kontakt zu der jungen Frau aufbauen. Vor seinen Augen springt sie in den Tod. Was zunächst aussieht wie Selbstmord, entpuppt sich als perfider Mord. Und es bleibt nicht bei einem Opfer.

 [Der Titel im Katalog](#)